

Licht und Schatten am Kilimandscharo

Afrikas höchsten Berg zu besteigen, ist für viele ein Lebensziel – koste es, was es wolle

Ungestörte Wildnis kann man am stark frequentierten Kilimandscharo nur noch bedingt erleben: Jedes Jahr ziehen mehr als 25 000 Menschen dem angeblich risikofreien Abenteuer entgegen, den höchsten Gipfel Afrikas zu besteigen.

Annika Müller

Der Kilimandscharo zieht als höchster Berg des afrikanischen Kontinents von jeher Träumer und Bergenthusiasten an. Seit die Lust am Limit zum touristischen Produkt geworden ist, gerieten jene, die die Schönheit der Natur einfach nur genießen wollen, hier jedoch in die Minderheit. Die fünfzig Kanadier, die jetzt in den gelben Hemden ihrer Reisegesellschaft am Startpunkt der eigentlich als wenig frequentiert gepriesenen Lemosho-Route stehen, sind keine empfidsamen Naturfreunde. Sie haben den Erlebnispark Kilimandscharo in seiner Luxusvariante gebucht: Mehrere Kästen Bier, Aufenthalts- und Toilettenzelte, Biertischgarnituren und säckeweise frische Lebensmittel werden auf die Schultern von rund 150 einheimischen Trägern verteilt. Angestellte des Nationalparks wiegen mit wichtiger Miene die kunstvoll geschnürten Ballen und fordern zum Umpacken auf, wenn das Höchstgewicht von fünfzehn Kilo pro Träger überschritten wird.

Moderne Karawanen

Auch wir haben einige Träger und einen Führer engagiert, ohne die ein Aufstieg auf den Kilimandscharo nicht erlaubt ist. Sie tragen schlechtes Schuhwerk und abgetragene, von ehemaligen Kunden geschenkte Kleidung. Unser Guide, der sich als Charles Borosso vorstellt, teilt ihnen Lebensmittelpakete, Wasservorräte und grosse Gaskartuschen zu. Ein wenig peinlich berührt lassen wir uns auch einen Teil unseres persönlichen Gepäcks abnehmen.

Die Träger und Führer rekrutieren sich überwiegend aus dem Chagga-Volk, einem Bergvolk, das am Fusse des Kilimandscharo lebt und dessen dichte Siedlungen bis knapp unter die Regenwaldgrenze reichen. Als intelligent und geschäftstüchtig erwiesen sich die Chagga bereits im 19. Jahrhundert, als sie sich ihren Anteil am Handel mit Arabien und an der direkt am Kilimandscharo vorbeiführenden Karawanenstrasse sicherten.

Heute bringen die modernen Karawanen, die den Gipfel des einst heiligen Bergs zum Ziel haben, das Geld in die Region. Die Arbeit als Bergführer versieht ein hohes Einkommen – höher als das des Lehrers oder Arztes –, aber er birgt auch grosse Risiken. Die Jugendlichen haben das schnelle Geld im Blick, wenn sie bei einer der zahlreichen örtlichen Agenturen als Träger anheuern, nicht aber den Preis, den sie dafür zahlen müssen: Viele von ihnen bekommen gesundheitliche Probleme, bevor sie in der Hierarchie aufsteigen und eine der beliebten Stellen als Koch, Chefträger oder gar «Assistantguide» erhalten.

Über die Frage, wie viele der Träger nicht mehr zurückkehren, kann lediglich spekuliert werden. Fünf bis zehn von ihnen sollen pro Jahr an den Folgen von Unterkühlung, Überlastung oder der Höhenkrankheit sterben. Zwar achtet inzwischen eine Gewerkschaft auf Bezahlung, Ausrüstung und Gesundheit der Träger und arbeiten europäische Reiseveranstalter in der Regel mit seriösen ansässigen Agenturen zusammen. Doch noch immer bieten Einheimische ohne offizielle Arbeitgeber an den Pforten des Nationalparks ihre Dienste an. Sie leben nur vom Trinkgeld der Touristen, können sich Pausen zwischen den Besteigungen nicht leisten und haben oft weder Schlafsack noch ausreichend Kleidung und Essen für den Eigenbedarf dabei.

Die Temperaturextreme am Kilimandscharo reichen von über dreissig Grad am Fuss des Berges bis zu minus



Lastenträger unterwegs zum Gipfel des Kilimandscharo. Im Hintergrund der Mount Meru.

ANNIKA MÜLLER

zwanzig Grad am Gipfel. Das bedeutet, dass man auf nur siebzig Kilometern Gehstrecke fünf Klimazonen durchwandert. Der Aufstieg führt zunächst durch den dicht-feuchten Regenwaldgürtel, der den Vulkanstock ringförmig umgibt. Lianen und Tentakel der Würgefeigen hängen von meterhohen Baumfarben, tropfnasse Bartflechten und Moose bedecken die Äste.

Die Luft ist schwül-heiss, der Boden schlammig, was das Vorankommen erschwert. Der Waldgürtel, über dem sich regenschwer die Wolken sammeln, ist das Wasserreservoir der Gegend. Die Niederschläge am 1987 von der Unesco als Weltnaturerbe anerkannten Kilimandscharo speisen selbst noch die Ambo-selisümpfe und den Tsavofluss im benachbarten Kenya.

Je tiefer man in den Wald eindringt, umso besser versteht man die abergläubische Angst der Eingeborenen. Kuzimu, der Hades der Swahili, wird genau so beschrieben: als dunkler, von Regen und kalten Dünsten durchzogener Wald mit Giftpilzen und Federn aus Schwärmen. «Dege la watoto», die Mutter der toten Kinder und Herrin des bösen

ken aus dem beruflichen Alltag mit und erkennen die Gefahr der Höhenkrankheit, die am Kilimandscharo jedes Jahr rund 60 Prozent der Wanderer zum Umkehren zwingt – und immer wieder weniger Vorsichtige ums Leben bringt.

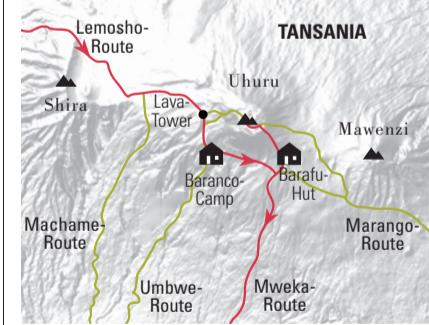
Langsam gehen ist aber auch aus dem Grunde geboten, dass die zarte Schönheit der in wabernde Nebel gehüllten Heide und Moorlandschaft, die wir im Laufe der zweiten Tagesetappe betreten haben, die volle Aufmerksamkeit erfordert. Wer zu zielstrebig hindurchmarschiert, übersieht allzu leicht die feinen Blüten der von Tautropfen benetzen Heidepflanzen und blassen Strohblumen. Lederblättrige Zuckerbüsche, zerfranste Erikabesen und bizarre, mit salbeigrünem Flechten-Lametta behangene Baumgestalten – die Artenvielfalt ist bemerkenswert.

Felsblöcke, gross wie Lastwagen, und schwarze Porphyrlava, die der letzte grosse Ausbruch des Kilimandscharo vor rund 360 000 Jahren zutage förderte, sind Zeugen der Geschichte. Hier stand einst der dritte Vulkankegel des Kilimandscharo. Er kollabierte vor einer halben Million Jahren und hinterliess einen inzwischen komplett erodierten Kraterkessel: das Shira-Plateau.

Nachdem der Weg eine Weile bergab geführt hat, geht es nun kompromisslos 700 Höhenmeter bis auf 3800 Meter nach oben. Mit dem Blick zurück eröffnet sich ein atemberaubendes Panorama: Unter uns das tropische Kulturland, die Kaffeefelderrassen, Bananenhaine und Maisäcker an den Bergausläufern, die wir am Tag zuvor im Jeep durchquert haben. Der fast symmetrische Schatten des Mount Meru zieht sich mit dem raschen Sinken der Sonne immer länger. Der feine Wolkenkranz, der ihn umschlingt, färbt sich bereits rötlich ein, um dann in einem finalen Feuerrot aufzugehen. Drei Breitgrade unter dem Äquator wird es schlagartig dunkel und ebenso schlagartig bitterkalt.

Eine Akklimatisierungsroute führt bis auf die Höhe des Montblancs, zum Lava Tower, einem Monolithen vom 4700 Meter Höhe. Trainiert oder nicht – ab viertausend Höhenmetern ändern sich die Gegebenheiten für alle. Der geringere Luftdruck erschwert das Atmen, der Kopf schmerzt, Glieder und Rucksäcke werden schwerer. Erst beim Abstieg zum Barranco-Camp auf rund 4000 Metern funktioniert der Körper wieder. Der Nebel hat inzwischen alles verschlungen, was in dieser Mondlandschaft Abwechslung verheisst.

In der Nacht ein Geräusch wie Donnergrollen. Ein Gewitter? Ein Blick aus dem Zelt zeigt einen sternklaren Südhimmel und Sicht bis auf die Lichter von Moshi. Dann ein weiterer Schlag. Im



Blicks, flattert angeblich in Eulengestalt um den Kilimandscharo. Geistereulen und Fledermäuse lassen sich heute nicht blicken, dafür schwingen sich einige Mantelaffen von Ast zu Ast.

«Pole, pole»

Man verstummt, beginnt zu sehen, zu hören, saugt die feuchte Luft tief in die Lungen. Hier unten macht der Körper noch mit, freut sich an der Bewegung, den inzwischen angenehmen Temperaturen. «Pole pole», zitiert Charles Ostafrikas Zauberformel auf Kisaheli: «Langsam, langsam». Denn wer gehetzt hinauf geht, bringt sich nicht nur um den Naturgenuss, sondern gefährdet auch seine Akklimatisierung.

Bergtouristen am Kilimandscharo kommen oft direkt aus dem Flugzeug, um dann in nur wenigen Tagen auf fast 6000 Meter Höhe zu steigen. Nicht selten bringen sie den Wettkampfgedan-

Tage. In diesem letzten Camp vor dem Gipfel begegnen sich mit lautem «Jambo, Jambo», der hiesigen Grussformel, auf- und absteigende Gruppen. Die Träger, für die der Aufstieg hier endet und der kommende Gipfeltag ihrer Kunden einen Ruhetag verspricht, plaudern und scherzen ausgelassen mit ihren Kollegen. Die Geschäftstüchtigen unter ihnen verkaufen Softdrinks an die erschöpften Gipfelaspiranten. Von Bergeinsamkeit keine Spur.

Ein bizarres Schauspiel

An diesem Hauptknotenpunkt zeigt sich die hässliche Seite des Bergtourismus. Trotz Minusgraden riecht es nach Urin. Krähen machen sich über Essensreste im Müll her. Barafu bedeutet auf Swahili Eis. Einst reichten die Gletscher bis hier herunter, heute jedoch ist der schwindende weisse Saum, der dem Kilimandscharo geblieben ist, einen halben Tagesmarsch vom Camp entfernt. Von seinen ehemals ausgedehnten Schne- und Eisfeldern hat der Kili seit dem 19. Jahrhundert bereits 82 Prozent verloren, laut Schätzungen könnten sie in 15 Jahren ganz abgeschmolzen sein.

Heute ist uns kein Schlaf vergönnt. Das Blut rauscht durch die Ohren, pocht in den Zehen. Die Kälte dringt bis in die Knochen, so tief man sich auch im Schlafsack verkriecht. Da ist es eine Erlösung, als um 23 Uhr bereits der Weckruf geht. 1300 Höhenmeter stehen uns bevor. Nach ein paar Keksen und einem paar Schluck Tee im Stehen geht es los: Im Gänsemarsch ziehen die Gipfelträumer die Serpentinen hinauf und bilden eine Lichterkette aus Stirnlampen. Der gefrorene Boden knirscht unter den Füßen. Der Vollmond lässt den Tau glitzern. Das Herz schlägt hoch im Hals.

Vor uns scheren die Ersten aus der Reihe, kauern sich am Wehrand nieder.



Manche kehren bereits um. Man blickt in blasse Gesichter, ausdrucksstarre Augen. «Pole pole», mahnt Charles. Doch auch der eigene Körper wehrt sich. Der Magen will sich umdrehen. Die Zeit kippt ins Leere. Die Gedanken schiesen wie Pfeile durch den schmerzenden Kopf. Man wird Zeuge eines bizarren Schauspiels: Völlig entkräftet schleift sich manch einer dem Gipfel entgegen, verspricht den Guides ein deftiges Trinkgeld, wenn sie ihn nur irgendwie hinaufschieben. Petrarca erkannte 1336 bereits das Kernproblem dessen, was sich heute auf dem Kilimandscharo abspielt: «Und da gehen die Menschen hin zu bestaunen die Gipfel der Welt [...] und haben nicht Acht ihrer selbst», schrieb der Urvater des Alpinismus.

In den Gesichter derjenigen, die bereits vom Gipfel zurückkehren, ist Er schöpfung und Anspannung zu sehen. Und vielleicht Enttäuschung. Es ist noch dunkel. Das Gipfelfoto vor dem Schild mit der Aufschrift Uhuru Peak und der nach neuesten Messungen um drei Meter korrigierten Höhenangabe von 5892 Metern fällt weniger spektakulär aus als gehofft.

Der Abstieg zum Barafu Camp und weiter bis zum letzten Übernachtungsplatz oberhalb des Regenwaldes ver geht wie in Trance. Am letzten Tag entfernen sich die Gedanken mit jedem Schritt von der Schönheit der Natur, die uns noch immer umgibt, hin zu einer Dusche und anderen Annehmlichkeiten der Zivilisation. Am Mweka Gate ange langt, dem Ausgangstor des Nationalparks, möchte man auf die Welt der Softdrinks und Souvenirs dann aber doch lieber verzichten.